

The book cover features a repeating pattern of dark blue and white horizontal stripes. The stripes are slightly wavy and create a sense of depth, as if they are receding into the distance. The text is centered and follows the curve of the stripes.

Lydia Davis
Das Ende der Geschichte

Roman

Droschl

habe das Haus geputzt und ein kompliziertes Essen für einen Gast ge kocht, einen einsamen Mann, der noch einsamer wirkt, weil er so groß und ma ger ist und so einen schlichten Namen hat – er heißt Tom – und der, vielleicht aus ebendiesem Grund, immerzu den Eindruck von Schweigsamkeit erweckt, obwohl er durchaus redelustig ist. Das Dinner verlief ganz passabel, obwohl wir immer wieder von Vincents Vater abgelenkt wurden, der rechts von mir in einem Lehnstuhl saß und mich um Happen von meinem Teller bat.

So viel Zeit ist vergangen, seit ich mit der Arbeit an diesem Roman begonnen habe: Zuerst zog ich aus meiner Stadtwohnung aus und mit Vincent zusammen, dann übersiedelte sein Vater zu uns und machte zusätzlich Arbeit, und hinter ihm zog ein ganzer Pulk von Krankenpflegerinnen, die sich um ihn kümmern sollten, ins Haus ein.

In dieser Zeit verwandelte sich eine Wiese, an der ich auf meinen Spaziergängen immer vorbeigekommen war, in eine kleine Reihenhauanlage. Auf der Wiese gab es viele Wildblumen und mindestens vier unterschiedliche Arten von Gräsern. Am einen Ende hatte eine kleine Gruppe schwächiger junger Bäu me gestanden und gegenüber, knapp vor dem Felshang und neben einem Straßenbahndepot, eine große Eiche. Nun ist die Eiche verschwunden, und am Hang steht ein Reihenhaus neben dem anderen. Davor, wo früher die Wiese war, verläuft nun das sattschwarze Band einer frisch asphaltierten Zufahrt und eine große leere Grünfläche.

Auf einem anderen leer stehenden Grundstück vor der Stadt hat man eine Autowaschanlage errichtet. Und erst vor wenigen Monaten wurde trotz Einspruchs fast der gesamten Bewohnerschaft die Bewilligung für die Errichtung einer großen Wohn- und Bürohananlage erteilt. Für sie werden weiter unten an der Straße, dort, wo der Besitzer der Hühnerfarm als kleiner Junge umherstreifte, ein paar Joch braches Ackerland benötigt. Die Hühnerfarm hat ebenfalls ihren Betrieb eingestellt, und der ehemalige Besitzer verkauft jetzt in seinem Laden an der Straße von ihm selbst gebastelte Vogelhäuschen. Das sind bloß ein paar der Veränderungen.

Wir haben eine neue Krankenpflegerin für Vincents Vater, die gerade im Erd geschoss Dienst macht. Sie ist offenbar verantwortungsbewusst und arbeitet hart, wirkt fröhlicher als die letzte, wenn auch etwas hypochondrisch. Sie hat eine Tätowierung am Oberarm, aber ich habe mich noch nicht getraut, sie genauer in Augenschein zu nehmen. Im Augenblick verlangt der alte Mann einen an de ren Lunch als den, der auf meinem Speiseplan vorgesehen war. Während ich hier oben bin, höre ich den beiden ständig mit einem halben Ohr zu. Der alte Mann hat sie heute Morgen sehr herzlich empfangen und bei ihrer Ankunft den Arm um sie gelegt, obwohl es erst ihr zweiter Tag ist. Sie flüsterte mir zu: »Ich glaube, er mag meine Haare.« Wenn es ihr aber nicht gelingt, ihn längere Zeit abzulenken, fängt er irgendwann an, nach mir zu fragen.

Ich habe fast immer Probleme mit diesen Krankenpflegerinnen. Obwohl sie den

alten Mann mögen, halten sie es nicht sehr lange aus. Die eine arbeitete immer nur die halbe Zeit, verspätete sich – wenn sie überhaupt kam – und hat te jedes Mal eine andere Entschuldigung parat – Krankheit, Probleme mit dem Auto, eine starke Monatsblutung, die Umstellung auf die Sommerzeit usw. Eine andere hatte sich vertraglich verpflichtet, den ganzen Sommer zu arbeiten, und dann erklärte sie nach ein paar Wochen urplötzlich, dass sie als Kochlehre rin in die Karibik gehe. Als ich mich aufregte, wurde sie ungehalten, verschwand von der Bildfläche und verabschiedete sich nicht einmal mehr von Vincents Vater, für den das auch später unbegreiflich blieb, egal, was wir sagten.

Jetzt hustet die Krankenpflegerin unten im Wohnzimmer und schlägt auf dem Klavier einen Ton an, vielleicht um mir mitzuteilen, dass ich meine Arbeit lassen und sie ablösen soll. Eine kam immer hoch, um mich zu erinnern, dass es an der Zeit war, wenn ich einmal um fünf Minuten zu spät hinunter ging. Eine andere ließ zu, dass der alte Mann sich anschickte die Treppe hochzu klettern, obwohl er sich damit so schwer tat.

Nachdem ein paar Tage vergangen waren, erklärte er mir, er sei nach un serer ersten gemeinsamen Nacht im Morgengrauen weggegangen, weil er nicht wusste, ob ich neben ihm aufwachen wollte. Am Vormittag ging er dann zu Ellie in die Bibliothek. Er wollte ihren Rat. Er fragte sie, ob er ihrer Meinung nach auf mich warten solle, bis ich aus dem Seminar käme, ob er auf dem Weg zu meinem Seminargebäude in Stellung gehen solle, um mich zu treffen. Selbstverständlich sollte er das, erklärte Ellie. Er fragte sie, ob es mir nicht unangenehm wäre, und sie sagte, selbstverständlich wäre es das nicht. Und so wartete er auf mich, nachdem ihn Ellie ermutigt hatte, und warf sich, die Pfeife in der Hand oder im Mund, in Positur. Monate später erzählte mir Ellie dann davon.

Als er zum zweiten Mal kam, blieb er bis zum Morgen und verbrachte den Tag mit mir. Wir gingen am Meer entlang. Als er über die Felsen zum Sand strand hinunter stieg, konnte ich ihn nicht ansehen, konnte aber nicht sa gen, warum. Wir ließen die Felsen weit hinter uns und überquerten stumm den Streifen aus zerbrochenen Muschelschalen. Ich fühlte mich nicht wohl. Ich dach te, er schweige aus Schüchternheit. Ich versuchte ein paar Mal ihn zum Reden zu bringen, aber es war schwer. Das Schweigen zwischen uns war so ange spannt, dass meine Worte es weniger beendeten als buchstäblich brachen. Ich gab's auf.

Ich kannte seinen Nachnamen nicht, und war mir nicht sicher, was seinen Vornamen anging. Wenn er so hieß, wie ich glaubte, dann war es ein unge wöhn licher Name – noch nie hatte ich jemanden mit einem solchen Namen ken nengelernt. Es war mir peinlich, ihn danach zu fragen. Ich hoffte, ich würde ihn irgendwo lesen oder hören.

Heute verstehe ich nicht, warum ich nicht jemanden anrief und fragte. Ich hätte zumindest zwei Leute anrufen können. Aber da kannte ich sie noch nicht so gut wie später dann. Leichter begreiflich ist für mich, dass ich ihn nicht direkt selbst

gefragt habe. Der Augenblick, wo ich das hätte tun können, ohne mir wie eine Idiotin vorzukommen, war schon lange vorbei.

Ich fand mehrere Tage lang nicht heraus, wie er hieß, weil ich während dieser Zeit fast immer allein mit ihm war. Und weil ich keinen Namen für ihn hatte, war er für mich auch weiterhin wie ein Fremder, obwohl er mir sehr schnell so nahe war. Als ich seinen Namen schließlich doch erfuhr, da war es, als handelte es sich um den Namen von jemand, der für mich wie ein Ehemann, ein Bruder oder ein Kind war. Aber weil ich ihn erst erfuhr, als ich ihn bereits so gut kannte, erschien mir sein Name auch so sonderbar willkürlich, als brauchte es gar nicht dieser zu sein und hätte ebenso gut jeder andere sein können.

Zwei Tage nachdem ich ihn kennengelernt hatte, kam ich spät abends nach Hause und legte mich ins Bett und lag im Dunkel angespannt da, dachte über ihn nach, wünschte, er wäre bei mir, fiel für ein oder zwei Augenblicke in einen leichten Schlaf, und wachte auf, um neuerlich über ihn nachzudenken. Zwei Uhr früh war vorüber, als vor meinem Fenster plötzlich ein Wagen den Hügel heraufrührte, Scheinwerferlicht durch mein Zimmer schwappte, der Motor erstarb und die Scheinwerfer erloschen. Ich blickte aus dem Fenster neben meinem Bett und sah die weiße Motorhaube eines Wagens, der neben der hohen Zeder vor dem Haus parkte. Ich hörte eine Stimme, und einen Teil dessen, was sie sagte, verstand ich: »Ich will dich ... Ich kann nicht ... dieses Karussell ... dieses alte Karussell ... in die Stadt hinein ...« Ich war sicher, dass er es war und da draußen mit sich selbst redete, denn es war ein weißer Wagen, er hatte auf geheult und vor meinem Haus gehalten. Ich dachte, wenn er so etwas tat, dann hieß das möglicherweise, dass er meschugge war. Aber ich kannte ihn noch nicht so gut. Ich wusste nicht, ob er meschugge war, ich wusste bloß, dass er manchmal geistig abwesend war und nicht mehr wusste, was er gerade tat und wo er war. Ich war damals bereit, alles hinzunehmen, was kommen würde, auch wenn es mir etwas Angst einjagte.

Ich zog mir etwas an. Ich ging an der Hausmauer entlang, unter der Zeder durch und dann die Einfahrt hinunter zur Straße. Da stellte ich fest, dass der Wagen kleiner war als seiner. Es war also doch nicht sein Auto. Nun kriegte ich es aus einem anderen Grund mit der Angst – es war ein Fremder, der da außer Kontrolle geraten und damit noch unberechenbarer war. Ich wollte zum Haus zurück, als die Scheinwerfer wieder angingen und mich erfassten, und dann sagte die Stimme »Ist mit Ihnen alles in Ordnung?« Ich blieb stehen und fragte: »Wer sind Sie?« und die Stimme sagte so was wie: »Ich versuch' das gerade auf die Reihe zu kriegen.«

Ich ging zurück ins Haus. Ich ging den Flur entlang zur Toilette. Ich setzte mich auf den Sitz und bemerkte, dass Hände und Beine zitterten.

In dieser Nacht träumte ich dann, ich hätte einen kurzen Text von ihm auf dem Boden im Flur gefunden. Auf dem Titelblatt standen mein Name und meine Adresse an der Universität. Er war über weite Strecken in einem schlichten Ton verfasst, aber es gab darin eine Passage über Paris, in der er plötzlich lyrischer wurde, einschließlich einer Phrase über den »Schauder des Krieges«. Dann wurde

die Sprache wieder schlicht. Der letzte Satz war kürzer als der Rest: »Immer wieder überraschen wir unsere Buchhalter.« Im Traum ge fiel mir dieser Text, und darüber war ich erleichtert, obwohl ich den letzten Satz nicht so sehr mochte. Als ich wieder aufwachte, gefiel mir auch dieser letzte Satz – sogar besser als alles andere.

Ich hatte zum Zeitpunkt des Traums noch nichts von ihm gelesen, und heute ist mir klar, dass ich damals in seinem Namen einen Text verfasst habe, der mir gefallen würde. Und obwohl es mein Traum war und er nicht ge schrie ben hatte, was er in meinem Traum geschrieben hatte, ist es, als würden die Worte, die mir in Erinnerung geblieben sind, immer noch ihm gehören und nicht mir.

Drei Tage nach unserer ersten Begegnung redete ihn ein Freund in meiner Gegenwart mit Namen an, und da wusste ich, dass ich Recht gehabt hatte. Und nach weiteren zwei Tagen entdeckte ich in der Spezialabteilung der Bibliothek, in der die Zeitschriften auflagen, seinen vollen Namen zusammen mit Gedichten von ihm.

Ich hatte mir schon überlegt, wie ich mich verhalten würde, wenn mir seine Gedichte nicht gefallen sollten. Aber ich wäre nie auf die Idee gekommen, sein Nach name könnte auf der Seite stehen, und war auf den darauf folgenden Schock nicht im Mindesten vorbereitet. Der Schock wurde nicht von dem Namen selbst aus ge löst, in dem sich dicht an dicht ein Konsonant an den anderen reihte, ein schwer auszu spre chender Name und obendrein einer, den ich noch nie in mei nem Leben gelesen hatte und nie wieder lesen würde, weshalb er ihm allein zu gehören schien; schockiert war ich wegen etwas anderem, das ich zunächst nicht festmachen konnte.

Dass ich seinen Namen nun kannte – nachdem ich so viele Tage darauf gewartet hatte, ihn zu erfahren –, schien ihn für mich nur noch realer wer den zu lassen. Er besaß nun einen Platz in der Welt, den er zuvor nicht ge habt hatte, und damit war er mehr Teil der Tageswelt als früher. Bisher war er Teil einer Zeit gewesen, in der ich müde war und nicht so gut denken konnte wie am Tag, in der alles Licht in Dunkel gehüllt war und ich nicht so gut sah, und er bewegte sich mehr in Dunkelheit und Schatten als im Licht.

Dazu kam, dass er – solange er nur einen Vornamen hatte – vielleicht nur Teil einer Geschichte war, die mir ein anderer erzählt hatte, oder dass er viel leicht bloß der Freund von jemand anderem war, eine Person, die ich nicht besonders gut kannte. Und ich kannte ihn in der Tat nicht sehr gut, und war ihm gleichzeitig doch so nahe gekommen, dass kein Zentimeter zwischen uns Platz gehabt hätte.

Aber selbst als ich seinen Namen wusste, selbst als ich ihn schon seit Wo chen kannte, verließ mich doch nie ganz das Gefühl, er sei jemand, den ich noch nie bei Tag gesehen hatte, der plötzlich, mitten in der Nacht, in meinem Zimmer stand und von dem ich noch immer nicht wusste, wie er nun tatsächlich hieß.

Ich hatte den nächsten Schock, nachdem ich seine Gedichte gelesen und Ellie hinten in der Raritäten-Sammlung aufgesucht hatte und sie zu mir sagte, dass

seine Mutter bloß um fünf Jahre älter war als ich.

Lange Zeit wusste ich nicht, wie ich ihn im Roman nennen sollte – und wie mich selbst. Tatsächlich hätte ich gerne einen einsilbigen englischen Name gefunden, der seinem wirklichen Namen gleichwertig war, aber als ich etwas Entsprechendes suchte, bemerkte ich, dass mir mein Kopf den gleichen Streich spielte wie sonst immer, wenn ich plötzlich vor einem schwierigen Übersetzungsproblem stand – die einzig wirklich passende Lösung war das Wort in der Originalsprache. Zu guter Letzt entschied ich mich dafür, den beiden Figuren die Namen des Mannes und der Frau aus einer seiner Geschichten zu geben. Also nannte ich sie zu diesem Zeitpunkt Hank und Anna. Dann gab ich Ellie den Romananfang zu lesen. Ich sagte, es eile nicht, sie müsse ihn nicht gleich auf der Stelle lesen, aber ich hätte nicht gedacht, dass sie sich so lange Zeit lassen würde. Zunächst nahm ich ihr nicht übel, dass sie ihn nicht las, weil ich selbst nicht über ihn nachdenken wollte. Ich brauchte eine Auszeit von dem Roman. Schlussendlich aber wartete ich schon voll Ungeduld auf ihren Kommentar.

Der Grund, weshalb sie ihn nicht sofort lesen wollte, war, dass die Geschichte sie zu sehr daran erinnerte, was sie zur gleichen Zeit erlebte. Sie hing sehr an einem Mann, der jünger war als sie. Er hatte sie nicht verlassen, aber sie fürchtete, er würde es tun. Als er sie dann tatsächlich bald darauf verließ, hatte sie noch immer nicht gelesen, was ich ihr gegeben hatte, und nun war es für sie noch schwerer, obwohl sie behauptete, dass sie sich innerlich darauf vorbereite. Sie war so wütend, dass sie sogar daran dachte, ins Ausland zu gehen.

In der Zwischenzeit sah ich mich nach jemand anderem um, dem ich ihn zeigen konnte, aber ich fand den Richtigen nicht. Mehrere Freundinnen hatten sich als Leserinnen angeboten, aber ein paar von ihnen, das wusste ich, wären nicht objektiv, und andere würden sich wahrscheinlich aus anderen Gründen als nicht sehr hilfreich erweisen. Dann kamen mir zwei in den Sinn, die hilfreich sein würden, aber ich wollte zuwarten, bis ich mehr vorzuweisen hatte.

Vincent fragte mich, warum ich es nicht ihm zeigte. Er war offenbar erpicht darauf, es zu lesen, vielleicht, weil er mehr über mich und über bestimmte Vorfälle in Erfahrung bringen wollte, die ich seiner Meinung nach vor ihm verborgen hätte, wie zum Beispiel denjenigen, den er als mein »Techtelmachtel in Europa« bezeichnet. Von »Techtelmachtel« würde ich nicht sprechen, wenn man – so wie ich – vier Nächte lang in einem Hotelbett neben einem dünnen, nervösen Mann gelegen war und sich bemüht hatte, ihn nicht zu wecken, um sich anschließend, wenn man selbst nicht schlafen konnte, im Badezimmer auf die Bodenfliesen zu setzen, wo man versuchte zu lesen, aber zu betrunken war, um zu verstehen, worauf man gerade starrte. Der Mann hatte schreckliche Schlafschwierigkeiten, sobald er von zu Hause weg war. Er war viel unterwegs, und wenn er dann zu seiner Frau in den Jura zurückkehrte, schlief er mehrere Wochen lang. So hat er es mir erzählt. Mit einem übernächtigen, weißen und angespannten Gesicht schlich er durch das verdunkelte Hotelzimmer und sagte, er